

Geld aus Amerika [Fortsetzung]

Autor(en): **Müller, Walter Heinz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 3

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634424>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Geld aus Amerika

ROMAN VON WALTER HEINZ MÜLLER

1. Fortsetzung

„Hat ihn diese Arbeit befriedigt? Ich meine, sie war doch ziemlich langweilig, nicht?“

„Tatsächlich“, antwortete der Knecht. „Das war es auch, was ihn manchmal regelrecht aus dem Häuschen brachte, dass man ihn nur noch zu derartigen Verrichtungen heranzog. Er sagte dann oft, er merke schon, dass er nur noch das fünfte Rad am Wagen sei. Jedesmal bestürmte er Neeser wieder, ihn doch selber mit dem Wagen fahren zu lassen. Aber der liess es nicht mehr zu, weil er fürchtete, er könnte von dem unsichern Sitz herunterfallen.“

„Diese Vorsicht war am Platz“, stimmte Erismann leise und nachdenklich zu, „und nun ist er trotzdem — gefallen.“

„Ja, aber wie?“ stiess Wilhelm in plötzlicher Erregung hervor. „Mir ist das ganz und gar unerklärlich. Ihnen nicht auch?“

„Allerdings“, gab der Landjäger gedehnt zurück. „Aber kommen Sie, wir gehen um die Stallung herum und Sie erzählen mir dabei, wo die andern sich während des Unfalls aufhielten. Fangen wir gleich mit Ihnen an!“

Trotz der Bereitwilligkeit, die Wilhelm an den Tag legte, entging Erismann der Schatten des Unwillens nicht, der bei jeder neuen Frage über dessen Gesicht huschte. Das Verhör war ihm zweifellos peinlicher, als er zeigen wollte. Es war dies bei seinem langjährigen und wohl auch guten Verhältnis mit den Meistersleuten auch ohne weiteres verständlich. Er befürchtete wohl mit Recht, man könnte ihn nötigen, hinter dem Rücken der Familienglieder Aussagen

zu machen, welche diese unter Umständen in eine unangenehme Lage bringen konnten.

Wo es sich selbst zu verantworten galt, da fiel ihm die Antwort leicht, und seine starke Gestalt richtete sich dabei zur vollen Grösse auf. „Ich habe von drei Uhr an Gras gemäht“, begann er, „ein ziemlich grosses Fuder. Zwischendurch, etwas vor vier Uhr, kam ich zurück, um schnell etwas zu essen; ich fand noch die ganze Familie bei Tisch, auch den Onkel. Nachher nahm ich gleich den Wagen mit und kam damit eine gute halbe Stunde später zurück. Da war aber das Unglück schon geschehen.“

„Und bei Tisch — erinnern Sie sich noch, was da gesprochen wurde? Gab es etwa gar Streit?“

„Streit nicht, nein“, antwortete Wilhelm. „Was gesprochen wurde, das weiss ich nicht mehr so genau — oder warten Sie. . . Jetzt fällt's mir ein — der Onkel hätte ja das Gewehr putzen sollen, vergass es aber. Nun fragte Neeser danach und der Alte brummte, jaja, das komme heute schon noch in Ordnung. Neeser fluchte dann plötzlich, aber auf sich selber, und meinte, am Ende habe der Onkel mit seiner Vergesslichkeit diesmal sogar Glück gehabt. Es stecke nämlich noch eine Patrone im Lauf. Er wolle sie nachher gleich herausnehmen. Der Onkel widersprach dem mit der Bemerkung, das werde schon besorgt; er sei kein Kind mehr und habe noch nie eine Flinte gereinigt, ohne vorher in den Lauf zu gucken.“

„Gottfried Stutz!“ entfuhr es Erismann. „Also doch so eine verflixte Nachlässigkeit im Spiel! Neeser wird das schön



peinlich sein. Und wohin hätte er überhaupt die Flinte gestellt, als er von der Jagd zurückkam?“

„Er liess sie in der Tenne. Schon beim Mittagessen hat er dem Onkel die Reinigung aufgetragen, und ich habe die Waffe nachher selber noch dort in einer Ecke stehen sehen.“

„Und nichts daran gemacht?“

„Nein.“

„Haben Sie den Schuss auch gehört?“

„Ja, gehört schon. Aber ich war im Moment keineswegs sicher, ob es wirklich ein Flintenschuss gewesen sei oder nicht. Der Graswagen macht auf der gepflasterten Einfahrt sehr grossen Lärm.“

„Fuhren Sie von hinten oder von vorn in die Tenne ein?“

„Hier auf der Hinterseite. Die Bäuerin hatte aber bereits auch die vordere Tür aufgerissen und stürzte mit kaum verständlichen Worten auf mich zu. Als wir zusammen vorn herausstraten, war eben auch Neeser mit dem Jauchewagen zurückgekommen. Wir bemühten uns gemeinsam um den Onkel.“

„Und Berty — wo war sie indessen?“

„Zuerst drin im Haus, denke ich mir. Als dann der Schuss fiel, wird sie wohl ebenfalls herausgestürzt sein. Sie brachte kein Wort hervor, nur Tränen über Tränen.“

„Natürlich“, sagte Erismann etwas zerstreut, frug jedoch nach kurzem Besinnen weiter: „Wieso waren eigentlich der Sattler und sein Sohn so schnell zur Stelle?“

„Ja“, erwiderte der Knecht, immer mehr erstaunt über das nicht endenwollende Ausfragen, „die müssen halt auch den Schuss gehört haben. Nachbarn sind ja immer gleich da, wenn —“

Erismann unterbrach den Knecht mit einer Handbewegung: „Und wer hat zuerst daran gedacht, dass man die Polizei benachrichtigen müsse?“ —

„Frau Neeser. Sie ist eine Frau, die an alles denkt. Ich glaube, einem von uns Männern wäre es vorderhand überhaupt nicht eingefallen, so verwirrt waren wir alle.“ Wilhelm zog die Uhr hervor und wurde unruhig. Vielleicht ist es Zeit, das Vieh zu füttern, dachte Erismann.

„Jaja, wir gehen schon!“ beschwichtigte er und ging ohne Hast voraus, den Weg um die Stallung herum zurück. Bei der Unfallstelle hielt er plötzlich inne und sagte sonderbar eindringlich: „Wilhelm, Sie müssen mir unbedingt noch etwas zeigen. Ich verstehe leider wenig oder gar nichts vom Gewehrputzen, weil ich es immer nur mit meiner Pistole zu tun habe. Nehmen Sie also das Schiessisen da und demonstrieren Sie mir, wie sich der Onkel ungefähr anstellte.“

Da der Knecht einsah, dass ein Widersprechen zwecklos war, machte er sich notgedrungen an die Ausführung des ihm etwas unheimlich vorkommenden Befehls. Erismann gab zwar nicht der Wahrheit die Ehre, wenn er sagte, er verstehe nichts von Gewehrreinigung. Aber er musste den Knecht irgendwie hinhalten, wenn er die auf ihn einstürmenden Gedanken ordnen wollte. Während Wilhelm seiner Aufforderung so gewissenhaft als möglich nachkam, den Verschluss öffnete und nachsah, ob nun wirklich nicht mehr geladen sei, dann die Putzsnur von oben in den Lauf schob und unten herauszog, schaute Erismann tief nachdenklich über ihn hinweg.

Doch plötzlich kehrte sein Blick zurück. „Wilhelm“, sagte er, „ist Ihnen nicht aufgefallen, dass das Putzzeug ja noch ungebraucht auf der Bank lag? Die Schnur war doch noch verschlungen. Also hatte der Onkel mit der Reinigung noch gar nicht begonnen. Hat er übrigens die Sachen selber dorthin gelegt, und wann?“

„Er selber tat's. Als ihn der Bauer bei Tisch an die Sache erinnert hatte, stand er auf, holte das Putzzeug gleich her und legte es neben sich, damit er es nicht nochmals vergesse.“

„Nun ja“, versetzte der Polizist, „das wäre also einigermaßen klar. Aber etwas anderes ist da noch — schauen Sie doch, die Flinte hat einen solch langen Lauf, dass mir unbegreiflich ist, wie sich jemand selber umbringen kann damit

und dazu noch so gut treffen, oder?“ Er schwieg und gab Wilhelm das Gewehr zurück.

Einen Augenblick lang wusste der Knecht nicht, was er damit anfangen sollte. Dann wurde ihm blitzartig der Sinn der letzten Worte klar — er liess den Kolben hart neben den Füßen auf den Boden aufschlagen und starrte den Landjäger fassungslos an.

„Nein, das ist nicht möglich!“ stiess er wild zwischen den Zähnen hervor. „Ganz und gar unmöglich! Das ist ja direkt eine verrückte Idee, an so etwas zu denken!“ Er stampfte auf und rollte förmlich die Augen.

„Wilhelm, beruhigen Sie sich!“ mahnte Erismann halblaut. „Ich habe gar nichts gesagt, Sie müssen mich falsch verstanden haben.“

Wilhelm beruhigte sich zwar wirklich, aber nur, weil auch dies mit einer Art Befehl von ihm verlangt wurde. Einen Rest von Verstörtheit konnte er noch nicht überwinden.

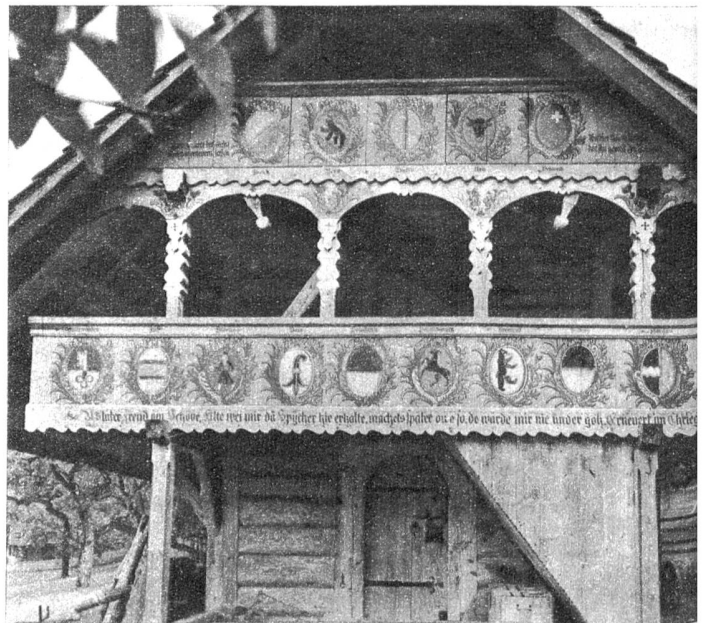
„Wie spät ist es?“ fragte Erismann schliesslich, schaute aber gleich selbst auf die Uhr. „Fast halb Sechsuhr. Sie sollten jetzt gewiss zum Vieh sehen, nicht?“

Wilhelm bestätigte dies mit der Ergänzung, er sei damit sogar schon ordentlich verspätet. Erismann entliess ihn und meinte, er sähe ihn vielleicht nochmals, da er drinnen noch ein paar Minuten zu tun habe. Damit schritt er der Haustür zu, mit leicht eingezogenem Nacken, wie immer, wenn sein ganzes Wesen vor etwas Unbekanntem angestrengt auf der Lauer lag.

4.

Als der Polizist wieder in die Stube trat, fand er nur noch die beiden Eheleute am Tisch sitzen. Berty war auf ihr Zimmer gegangen. Neeser sagte: „Ich habe inzwischen dem Gemeinbeschreiber angeläutet. Er muss doch kommen und des Onkels Zimmer versiegeln.“

„Ach ja“, erwiderte Erismann etwas zerstreut, „daran hätte ich nicht einmal gedacht. Gut, wenn die Angehörigen



bei Unfällen nicht gleich die Nerven verlieren. Ich kam einmal dazu, wie —“

Er unterbrach sich, da Frau Neeser sich sehr vernehmlich schneuzte und ihn der flackernde Blick ihrer verweinten Augen traf.

„Reden Sie nur weiter!“ forderte ihn der Bauer auf. „Es ist immer so. Die Frauen mögen sich noch so lange gegen das Augenwasser wehren, zuletzt sind die Drüsen doch stärker.“

„Ja, was wollte ich nur sagen?“ fuhr Erismann halb gleichgültig, halb lauernd fort. „Eben ja, ich kam da einmal

Alte Kunst auf dem Lande

Ende des 17. und vor allem im 18. Jahrhundert erlebten unsere Bauern eine recht «habliche» Zeit, in der die Speicher gefüllt und die Bauernhöfe in schönem Ausmasse gebaut werden konnten. Der grössere Reichtum zeigte sich vor allem darin, dass auch auf dem Lande der Kunst die Tore geöffnet wurden und man mit viel Verständnis und gutem Geschmack nicht nur Truhen und Schränke verzierte, sondern auch die Häuser und Speicher in einer Weise ausschmückte, wie es später nur selten der Fall war. So sind gerade im 18. Jahrhundert eine grössere Anzahl schöner Speicher in unserm Bernerlande gebaut worden, deren Laubenpfeiler reich geschnitzt und die Brüstungen mit Ornamenten und Sprüchen bemalt wurden. Unserer Generation ist es vorbehalten, dieses schöne Kulturgut zu wahren und zu pflegen. Es liegt darin echter Heimatsinn.

Schöner Speicher des Landwirts Schär in Wynigen. Dieser wurde mit den Wappen der zur Bauzeit bestehenden Orte der Eidgenossenschaft verziert. Im Jahre 1942 wurde der Speicher renoviert und mit einem sinnreichen Spruch versehen

(Photos Müller, Burgdorf)



zu einem ganz ähnlichen Fall, aber die ganze Verwandtschaft rannte dort kopflos umher, wie eine Schar von Wahnsinnigen. Und wer sich dabei am verrücktesten gebärdete, stellte sich nachher als Täter heraus.“

„Täter? Wieso Täter?“ fuhr Neeser mit weit aufgerissenen Augen hoch, und auch die Bäuerin schaute erschrocken hinter dem Taschentuch hervor.

„Es war eben ein Verbrechen, kein Unfall.“

Frau Neeser brach auf diese Worte in ein Lachen aus, das Erismann ziemlich hysterisch vorkam. „Was erzählen Sie uns für schreckliche Dinge, Herr Erismann!“ rief sie erregt aus und lachte nochmals, diesmal nur kurz.

„Nicht viel schrecklicher als —“ Er brach ab, da er befürchten musste, sein Reden könnte als unziemliche, versteckte Verdächtigung ausgelegt werden, als Verdächtigung, deren Beweis er vorderhand schwerlich anzutreten vermöchte. So beschloss er, vorerst über den Charakter des Toten und sein Verhältnis zu den Familiengliedern bestmögliche Klarheit zu erlangen.

„Wie lange ist es eigentlich her“, begann er, „seitdem der Onkel von drüben in die Alte Welt zurückkam?“

Neeser sann kurz nach und erwiderte: „Fast genau zehn Jahre. Fünfzehn Jahre war er drüben. Es ging ihm gut, aber er hatte schon immer vor, sein Leben in der Heimat zu beschliessen.“

„Aber wahrscheinlich auf friedlichere Weise“, warf der Landjäger ein.

„Schicksal“, sagte Neeser trocken. „Keiner kann ihm entrinnen. Es gibt sicher eine Vorherbestimmung, meinen Sie nicht?“

Erismann machte auf seinem Stuhl eine ruckartige Wendung, die leisen Unwillen ausdrückte. „Wir wollen lieber nicht philosophieren, Neeser!... Der Onkel war also Ihr wirklicher Onkel?“

„Ja, der jüngste Bruder meines Vaters. Er blieb ledig. Mit vierzig Jahren änderte er einmal plötzlich seine Ansichten, als ihm eine Bauerntochter gefiel. Er blitzte jedoch ab. Aus Enttäuschung wanderte er aus. In Südkarolina erwarb er sich eine Hühnerfarm. Einmal in jedem Jahr schrieb er uns, so um Weihnachten herum.“

„Und, Sie sagten, er hat es mit seiner Farm zu etwas gebracht?“

Offenbar merkte Neeser sofort, wo hinaus der Polizist wollte, denn er warf ihm einen argwöhnischen Blick zu und gab seine weiteren Antworten in sichtlicher Gereiztheit.

„Zu etwas gebracht? Natürlich. Jeder, der aus den Staaten zurückkommt, hat es zu etwas gebracht. Von den andern hört man einfach nichts mehr. Sie sind —“

„Gut, gut“, kürzte Erismann ab, „dann hat er also vor zehn Jahren verkauft und ist zu euch gekommen. Wahrscheinlich war er froh, hier ein Heim für seine alten Tage zu finden, versteht sich.“

(Fortsetzung folgt)

